

Hugo Moser (1909–1989)

Ein Leben für die deutsche Sprache

von

ULRICH ENGEL

Er hat, daran ist nicht zu zweifeln, das Gesicht der deutschen Germanistik, speziell der „Altgermanistik“ in ihrer traditionellen Form, also unter Einschluß der Sprachwissenschaft, in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts nachhaltiger geprägt als die meisten seiner Fachkollegen. Unter den Menschen, mit denen ich zu tun hatte, verfügte keiner über dermaßen viele und vielfältige Kontakte zu Menschen und Institutionen, und keiner hat sie so bewußt zur Erreichung seiner Ziele genutzt wie Hugo Moser. Er hatte eine fast untrügliche Witterung für Gunst oder Ungunst der Stunde. Hinzu kam ein phänomenales Gedächtnis, ständige Wachsamkeit und grenzenloser Fleiß. Dies alles bewirkte, daß nur schwer an ihm vorbeizukommen war. Vieles wäre ohne sein Zutun undenkbar gewesen; gegen ihn geschah äußerst wenig.

Ich habe Hugo Moser im Herbst 1948 kennengelernt. Er war Dozent am Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen, an dem neben Volkskunde und Mundartforschung seinerzeit auch die Altertumskunde vertreten war. Zwei Jahre später habilitierte er sich mit einer Arbeit über „Uhlands schwäbische Sagenkunde“ und wurde kurz danach außerplanmäßiger Professor. Ich selbst hatte eben erst mein Studium begonnen, wurde aber bereits im dritten Semester „Senior“ am Uhland-Institut. Damals begann meine enge Zusammenarbeit mit Hugo Moser, die, nur durch sieben Jahre Schuldienst unterbrochen, bis zu meinem Rücktritt als Direktor des IdS im Sommer 1976 dauerte, dann nach mehrjähriger Pause wieder auflebte und bis zu seinem Tod anhielt. In dieser Zeit habe ich Hugo Moser als Wissenschaftler, Manager und Menschen kennengelernt. Mein kurzer Bericht wird notwendig subjektive Züge tragen.

Der Anfang von Mosers akademischer Laufbahn liegt etwas weiter zurück, als es die offizielle Vita verrät. Der promovierte Germanist, der den zweiten Weltkrieg im Felde mitmachte, geriet im Mai 1945 in Italien in amerikanische Kriegsgefangenschaft und wurde später mit seiner Einheit den Engländern übergeben. Diese richteten Ende Juni bei Rimini eine Art Studentenlager ein, in das sie Akademiker oder entsprechend Qualifizierte einlieferten. Einer der Lagerdozenten war Moser, der damals seine erste Vorlesung über Walther von der Vogelweide hielt; parallel las Winfried Martini über Goethes Lyrik. Die Vorlesungen fanden unter freiem Himmel statt. Die Studenten, so hört man noch heute, waren hell begeistert. Die Lehrkräfte genossen als Kriegsgefangene gewisse Freiheiten—zum Beispiel durften sie, wenn auch in militärischer Begleitung, gelegentlich zum Bücherkauf nach Bologna fahren.

Der Start in Tübingen, als Germanist und Volkskundler, knüpfte an Mosers frühere wissenschaftliche Arbeiten an, vor allem an seine Dissertation über „Schwäbische Mundart und Sitte in Sathmar“ (1937). 1954 übernahm er den germanistischen Lehrstuhl an der Universität Nijmegen, 1956 den in Saarbrücken. 1959 wurde er auf den Lehrstuhl in Bonn berufen, den er bis zu seiner Emeritierung innehatte.

Der Mundartforschung ist er bis weit in die sechziger Jahre hinein treu geblieben. Er hat sich dabei vorzugsweise mit den „mittleren Sprachschichten“, also der zwischen Mundart und Hochsprache liegenden „Umgangssprache“, befaßt. Es ist sein und seiner Schüler Verdienst, daß diese wichtige Ausprägung der Landschaftssprache untersucht und detailliert beschrieben und damit auch die wahrscheinliche Zukunft des Schwäbischen, soweit das damals möglich war, abgeklärt wurde. Frucht seiner Beschäftigung mit der Volkskunde war sein Buch über Ortsnecknamen im Schwäbischen (1950), das 1981 in zweiter Auflage erschien. Aber schon früh löste er sich von der regional gebundenen Forschung. Zeugnis dafür ist seine 1950 erschienene „Kleine deutsche Sprachgeschichte“, die, immer wieder überarbeitet, jahrzehntelang bei Germanistikstudenten als Standardwerk beliebt war. Ausflüge in die ältere Literaturgeschichte, die vor allem der mittelhochdeutschen Spruchdichtung galten, blieben vereinzelt. Dafür trat seit dem Ende der fünfziger Jahre die deutsche Gegenwartssprache ins Zentrum seiner wissenschaftlichen Bemühungen. In zahllosen Vorträgen und Aufsätzen hat er Themen von besonderer Aktualität behandelt: Prinzipien der Rechtschreibung und Rechtschreibreform, die Sprachbarrierenproblematik, die Ausspra-

che des Deutschen (Hochlautung? Alltagslautung?), das Verhältnis der deutschen Sprache in der Bundesrepublik und der DDR, überhaupt und immer wieder: Besonderheiten, Tendenzen der deutschen Gegenwartsprache. Fortwährend wurden, oft mit Hilfe von Studenten, neue Materialien zusammengetragen und ausgewertet; die späteren Auflagen seiner Sprachgeschichte legen davon Zeugnis ab. Seine wichtigsten wissenschaftlichen Veröffentlichungen sind im „Kürschner“ verzeichnet. Eine vollständige Liste der bis 1974 erschienenen Arbeiten ist im ersten Band der Festschrift zu seinem 65. Geburtstag („Sprachsystem und Sprachgebrauch“ = „Sprache der Gegenwart“ Band 33, Düsseldorf 1974) enthalten.

Hätte man ihn gefragt, so hätte er freilich als Schwerpunkt seiner Lebensarbeit nicht so sehr seine wissenschaftlichen Leistungen genannt als die Gründung des **Instituts für deutsche Sprache**, die ihm, nach mehreren erfolglosen Versuchen von Fachkollegen, im Jahre 1964 gelang, nicht ohne tätige Hilfe des damaligen baden-württembergischen Kultusministers Gerhard Storz. Rückblickend mag man, angesichts vieler ungeklärter Voraussetzungen, diesen Akt für vermessen halten, und es muß auch wundernehmen, daß der immer sorgsam abwägende Hugo Moser als erster Präsident die faktische Leitung eines Instituts übernahm, dem zum Weiterleben fast alles fehlte, neben den Mitarbeitern auch das Geld. Die weitere Geschichte dieses Instituts hat freilich Mosers Entscheidung glänzend gerechtfertigt. In schwierigen Situationen fand er immer wieder einen potenten Nothelfer, schließlich wurde das Institut etatisiert und in die Bund-Länder-Finanzierung übernommen. Mosers Energie galt in zwei Jahrzehnten dem Ausbau, der Neugliederung, der Zielbestimmung des Instituts in solchem Maße, daß sich die Bonner Kollegen mitunter besorgt, vielleicht auch etwas neidvoll fragten, ob nicht ein bißchen weniger Sorge um das „IdS“ eine verstärkte Zuwendung zum germanistischen Seminar der Universität bewirken könnte. Nach einer projektbedingten Aufblähung, die dem Institut vorübergehend über hundert wissenschaftliche Mitarbeiter und eine Fülle sozialer Probleme bescherte, hat sich der Mitarbeiterstand heute bei gut 50 Wissenschaftlern stabilisiert. Das Institut für deutsche Sprache kann, auch wenn es immer noch gelegentlich als normgebende Instanz mißverstanden wird, heute als anerkanntes Forschungsinstitut beruhigt in die Zukunft blicken. Daß es dieses Stadium erreicht hat, ist in erster Linie Mosers Verdienst.

Die Position an der Spitze des jungen Instituts war ihm in zwei Hinsichten auf den Leib geschneidert: Einmal war er—in jenen bewegten Zeiten ein unschätzbare Vorzug—ein Meister der Diskussion, und das bedeutet vor allem: Er konnte zuhören. Freunde und Gegner haben immer wieder bewundert, wie er auch aggressive Meinungsäußerungen ohne erkennbare Regung zur Kenntnis nehmen und dann, nach kurzem Atemholen, mit erstaunlicher Gelassenheit antworten konnte. Hitzige Wortgefechte waren mit ihm nicht zu führen; man mußte sich einfach seinem Stil anpassen; wer das nicht schaffte, hatte verspielt. Und: Er war kein Theoretiker, fühlte sich nie auf längere Sicht irgendeiner Theorie verpflichtet, und so kam es ihm auch nicht in den Sinn, dieses Institut nach einer der seinerzeit gängigen Theorien zurechtzuschmieden. War er in gewissen Fragen der äußeren Ordnung mitunter pedantisch, so ließ er die Mitarbeiter in Fragen der wissenschaftlichen Orientierung am langen Zügel laufen: Er gewährte Freiheit, und dies ist dem Institut im ganzen recht gut bekommen. Es führte in der Folgezeit zur Etablierung verschiedener theoretischer Ansätze in den einzelnen Abteilungen, vor allem aber zu dem Bewußtsein, daß zur Erkenntnisfindung eine weitgehende Offenheit erforderlich ist, die immer wieder Neuorientierung erfordert.

Diese Haltung entspricht im wesentlichen seiner eigenen Auffassung von Wissenschaft und seiner Art, wissenschaftlich zu arbeiten. Strenge theoretische Festlegung lag ihm ebenso wenig wie revolutionäre Neuerungen. Mit Auseinandersetzungen um Theorien und Methoden konnte er wenig anfangen. Er war ein Philologe alter Schule, der mit riesigen Faktenmengen umgehen konnte und daraus plausible Erkenntnisse zog. Es gibt konsequenterweise auch keine „Moser-Schule“. Seine Schüler haben sich in die verschiedensten Richtungen entwickelt. Die meisten von ihnen verdanken, was sie erreicht haben, seinen Anregungen, seinem umfassenden Wissen—und eben auch seiner Zurückhaltung, seiner non-dirigistischen Einstellung.

Hugo Moser war aber den Adepten der Germanistik nicht nur durch eigene Forschungen vertraut. Vielen dürfte er eher bekanntgeworden sein als Herausgeber von germanistischen Standardwerken. So ist er—und dies kann nur exemplarisch für eine Vielzahl weiterer editorischer Funktionen genannt werden—Mitherausgeber gleich zweier mittelhochdeutscher Grammatiken sowie der Anthologie „Minnesangs Frühling“ gewesen.

Weniger bekannt dürfte sein Simrock-Buch geworden sein, der einzige unmittelbare Reflex der Tatsache, daß er sich, wenn auch schweren Herzens und erst nach Überwindung wiederholter Anfechtungen, für immer in Bonn niedergelassen hatte. Das nach quälenden Verzögerungen 1976 erschienene Werk behandelt Leben und Wirken des bedeutenden Bonner Germanisten Karl Simrock, der unter anderem das Nibelungenlied durch seine Übersetzung breiteren Kreisen nahegebracht hatte.

Eine sehr wichtige Rolle spielte für ihn das Verhältnis zu den Studierenden; es war bestimmt durch Sorge, Fürsorge, Verantwortungsgefühl. Ich habe aus Schreiben, die durch meine Hände gingen, und in zahllosen Gesprächen immer wieder erfahren, wie sehr ihm das Fortkommen der jungen Leute am Herzen lag. Manchem, der Grund zur Verzweiflung zu haben glaubte, hat er durch einen unvermuteten Telefonanruf wieder Mut gegeben. Nach den Haupt- oder Oberseminaren ging er mit den Teilnehmern regelmäßig in den „Bären“, von Zeit zu Zeit lud er sie in sein Haus in Ippendorf ein. Da wurde dann nicht nur diskutiert, er griff auch gerne zur Klampfe und sang die Volkslieder, die er viele Jahre zuvor irgendwo in Europa aufgezeichnet hatte. Mich selbst hat er, obwohl ich anderes vorhatte, zur Ablegung des Staatsexamens quasi gezwungen, und dafür bin ich ihm heute noch zu Dank verpflichtet. Bis in seine letzten Tage hat er sich um Studierende, die aus den verschiedensten Gründen in Schwierigkeiten geraten waren, Sorgen gemacht, hat mit ihnen gesprochen, ihnen Arbeit gegeben oder sie an andere weitervermittelt. Sinnenfälligster Ausdruck dieser Einstellung ist die **Hugo-Moser-Stiftung**, durch die er aus tiefer sozialer und moralischer Verantwortung heraus junge Wissenschaftler fördern will. Der Hugo-Moser-Preis wird jährlich ausgeschrieben und anlässlich der Frühjahrstagung des Instituts für deutsche Sprache feierlich verliehen.

Hugo Moser war, was praktische Fähigkeiten anlangte, ein „typischer“ Gelehrter. Als alle Welt Auto fuhr, legte er die Führerscheinprüfung ab, aber es war allezeit ein beklemmendes Abenteuer, von ihm durch die Stadt kutschiert zu werden, besonders die engen Windungen des Universitäts-Parkhauses konnten Alpträume hervorrufen. Seine Freunde haben es dankbar begrüßt, daß er in den späteren Jahren dazu neigte, einen von ihnen ans Steuer zu bitten. Seine Frau, die ungleich praktischere (obwohl nicht Autofahrerin), erzählte gern von ihrem fassungslosen Erstaunen, als sie ihn, der kaum einen Hammer richtig zu halten wußte, einmal beim Geradeklopfen gebrauchter Nägel antraf, wozu

